



Hans Van de Velde, Nanna Haug Hilton & Remco Knooihuizen (Hgg.): *Language Variation – European Perspectives VIII. Selected papers from the Tenth International Conference on Language Variation in Europe (ICLa VE 10)*, Leeuwarden, June 2019. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins Publishing Company 2021 · 316 pp. ·

Der vorliegende Sammelband ist das gedruckte Resultat eines vom 26. bis 28. Juni 2019 in *Leeuwarden* (niederländisch) bzw. *Ljouwert* (friesisch) zum Thema „Language Variation“ abgehaltenen Kongresses, der unter der Schirmherrschaft der Universität Groningen und der Fryske Akademy stand. Wie einleitend durch die Zitierung entsprechender Zahlen betont wird, standen sowohl der Kongress wie die nachfolgende Publikation unter dem Zeichen einer besonderen Selektivität: So wurden von 266 eingereichten Arbeiten nur 101 als „regular papers“ akzeptiert. Den rund 250 Kongress-Teilnehmern wurden zudem vier Hauptvorträge präsentiert, die von Meredith Tamminga (Pennsylvania), Benedikt Szmrecsanyi (Löwen), Roeland van Hout (Nimwegen) und Arjen Versloet (Amsterdam) gehalten wurden. Während im Rahmen des Kongresses insgesamt 36 Sprachgebiete behandelt wurden, decken die in der nachfolgenden Liste vermerkten dreizehn Beiträge dieses Sammelbandes nur die folgenden acht (hier alphabetisch präsentierten) europäischen Sprachräume ab: *Baskisch* (10), *Dänisch* (4), *Deutsch* (5, 6), *Englisch* (2, 3, 7; 12, 13), *Holländisch* mit *Friesisch* (1), *Okzitanisch* (9), *Griechisch* (11) und *Schwedisch* (8). Von den dem Englischen gewidmeten Artikeln 12 und 13 beziehen sich der Beitrag 12 auf die USA (Philadelphia) und der Beitrag 13 auf Australien (Sydney).

Der hier unter der Laufnummer 12 vermerkte Beitrag von M. Tamminga entspricht einem schon angezeigten Hauptvortrag.

Der Band ist reichlich mit Graphiken versehen, sowohl in Schwarz-Weiß als auch in Farbe, wobei aber einige dieser Abbildungen wegen zu großer Verkleinerung kaum bzw. gar nicht mehr lesbar sind.

Im *ersten* Beitrag beschreibt A. P. Veersloot (11–34) das in einigen größeren Siedlungen (und auf Inseln) Frieslands seit dem 16. Jahrhundert dokumentierte „Stadsfries“ (engl. *Town Frisian*, siehe die Karte auf S. 13), das in seinem Namen den Bezug zum *Friesischen* fälschlicher- bzw. irrigerweise trägt. Vielmehr handelt es sich dabei um nach Friesland „importiertes“ Holländisch, das quer durch die Jahrhunderte von den örtlichen Eliten dem als bäuerlich eingestuftem Friesischen vorgezogen wurde.

Liste der dreizehn Beiträge dieses Sammelbandes:

Nr.	Autor(en)	Titel	Seiten
	Remco Knooihuizen, Nanna Haug Hilton, Hans Van de Velde	Introduction	1–9
1	Arjen P. Versloot	The volatile linguistic shape of “Town Frisian”/”Town Hollandic”	11–34
2	Rias van den Doel, Adriaan Walpot	Is there an interlanguage speech acceptability deficit?	35–51
3	Kerri-Ann Butcher	Revisiting the vowel mergers of East-Anglia: Correlations of MOAN, MOWN and GOOSE	53–77
4	Rasmus Puggaard	Modeling regional variation in voice onset time of Jutlandic varieties of Danish	79–110
5	Janet M. Fuller	“Organically German”? Changing ideologies of national belonging	111–134
6	Karin V. Beaman	Exploring an approach for modelling lectal coherence	135–160
7	Rachel Byrne	“I’m dead posh in school”: Attitudes and linguistic behavior in Merseyside adolescents	161–179
8	Nathan J. Young	<i>Benim</i> : A new pronoun in Swedish	181–207
9	Clément Chagnaud, Guylaine Brun-Trigaud, Philippe Garat	Identification of clusters of lexical areas using geographical factors : A case study in the Occitan language area	209–225
10	Dorota Krajewska, Eneko Zuloaga	(Il)literacy and linguistic change: Non-standard relative constructions in historical Basque	227–246
11	Nicole Vassalou, Dimitris Papazachariou, Mark Janse	Dialect contact in the vowel system of Mišótika Cappadocian	247–267
12	Meredith Tamminga	Leaders of language change: Macro and micro perspectives	269–289
13	James Grama, Catherine E. Travis, Simon Gonzalez	Ethnic variation in real time: Change in Australian English diphthongs	291–314
		Index	315–316

Klarerweise lassen sich in dieser Kontaktvariante viele sprachliche Hinterlassenschaften feststellen, ganz abgesehen von der Frage nach deren größter sprachtypologischer Nähe im Rahmen des gesamten holländischen Sprachraums. Anhand von friesischen Urkunden aus dem 15. Jahrhundert konnte der Autor einige spezielle Niederlandisierungen (siehe die Karten auf S. 21) ausfindig machen.

Überdies tritt in der Romania ein strukturell sehr ähnliches Phänomen in der nordostoberitalienischen Landschaft Friaul auf: Diese ist 1420 unter die politische Oberhoheit der Stadt- und See-Republik Venedig geraten, wobei die Bewohner der größeren Ortschaften Friauls sich sehr rasch zu den *sprachlichen* (und *kulturellen*) Moden Venedigs bekehrt und daran bis heute festgehalten haben.

Im *zweiten* Beitrag (R. van den Doel und A. Walpoot, 35–41) geht es um die Akzeptanz von als Fremdsprache (bzw. als Lingua franca) gesprochenem Englisch durch 112 (nicht-anglophone) Versuchspersonen (VP; darunter 67 Holländer und 45 Franzosen), die an einem eigens zur Eruierung von Sprach-Einstellungen konzipierten Fragebogen-Test teilgenommen haben. Eingangs wurden den VP Tonbandaufnahmen aus holländischen und französischen Mündern vorgespielt, wobei sie diese vor einer nachfolgenden Beurteilung (hinsichtlich *pleasantness*, *intelligence* oder *authority*) zunächst einmal geographisch zuordnen mussten. Die darnach erhobenen Daten wurden schließlich einer eher komplexen statistischen Analyse unterzogen, die höchstwahrscheinlich den Großteil der Leser dieses Sammelbands heillos überfordert. Viel zielführender wäre eine klar verständliche verbale Darstellung und Interpretation der bei den VP beobachteten Reaktionen gewesen, vor allem zur Aufzeigung des Kontrasts zwischen den Reaktionen von *Franzosen* und *Holländern* auf die Englisch-Akzente der eigenen Landsleute.

Im *dritten* Beitrag (K.-A. Butcher, 53–77) wird über in der ostenglischen Küsten-Stadt Lowestoft (Suffolk, siehe Karte auf S. 55) bei 24 Sprechern durchgeführte phonetische Untersuchungen berichtet, deren Ziel es war, Sprachwandelphänomene (*vowel mergers*) im Bereich jener Laute zu ermitteln, die den Standard-Realisierungen (in Received Pronunciation) der folgenden englischen Verben zuzurechnen sind: MOAN („Jammern“), MOWN („gemäht“) und GOOSE („Gans“). Die fraglichen Verschmelzungen sind seit dem 17. Jahrhundert an mehreren Stellen Englands belegt und somit alles andere als „neu“. Die im Jänner 2019 durchgeführten Tonaufnahmen werden hinsichtlich der Durchführung technisch und personell genau beschrieben: in letzterer Hinsicht ist die völlig ausgeglichene Generationen-Schichtung (jeweils 8 VP für die drei Alterstranchen 16–35 Jahre, 36–65 und 66+) hervorzuheben. Klarerweise sind auch alle aufgenommenen Sprachproben genau transkribiert und ausgezählt worden, was erneut zu einem Großaufgebot an statistischer Terminologie (z. B. *Pillai score*) und auch von komplexen Farbgraphiken führt.

Als großer Freund zeitgemäßer digitaler Technik frage ich mich aber, warum die Autorin nicht auf den Gedanken gekommen ist, ihrem Beitrag einen passenden Ton-Träger (z. B. als CD-ROM oder mittels aufgedruckter QR-Codes) beizugeben, damit man sich als Leser eine wenigstens approximative Vorstellung von den diskutierten phonetischen Realitäten machen kann.

(Exkurs zum dokumentarischen bzw. heuristischen Wert von QR-Codes: ein an meiner Universität [Salzburg] tätiger Germanist, Peter Mauser, hat im Jahr 2021 bei einem als absolut „ländlich“ anzusprechenden Verlag (Wolfgang Pfeifenberger Verlag in Tamsweg, Lungau, Land Salzburg, Österreich) ein „Sprachbuch zum Lungau“ herausgegeben, das zur Information seiner Leser rund 500 Sprachproben enthält; und zwar in der Form von (durchnummerierten) QR-Inserten, die am linken bzw. rechten Rand der rund 300 Textseiten aufgedruckt worden waren und über jedes Smartphone ganz leicht „zum Sprechen“ zu bringen sind. Es wäre schön, wenn die im Titel dieses [immerhin in einer fortlaufenden Serie publizierten] Sammelbandes angesprochenen *European Perspectives* in Hinkunft auch deutlich *hörbar* gemacht werden könnten!)

Der *vierte* Beitrag (R. Puggaard, 79–110) betrifft die Dialekte Jütlands, also des festländischen Teiles von Dänemark. Es geht dabei um die Modalitäten (*voice onset time* – VOT) der Aussprache von anlautendem *p*-, *t*-, *k*- sowie *b*-, *d*-, *g*-. Die fraglichen Aufnahmen wurden zwischen 1971 und 1976 durchgeführt und liegen derzeit in der „Royal Danish Library“ in digitalisierter Form vor. Sie betreffen 213 Informanten aus ebenso vielen Pfarren Jütlands (siehe dazu die Verteilungskarte auf S. 87). Die über zwei Sonagramme dokumentierten akustischen Analysen wurden mit dem bekannten Analyse-Programm Praat durchgeführt. Zwar werden dem Leser die zu *p*-, *t*-, *k*- sowie zu *b*-, *d*-, *g*- abgefragten Items (Wörter) nicht mitgeteilt, doch wird er erneut mit einem elaboriertem *statistical modeling* (S. 93 ff) und einigen (offenbar) dazugehörenden Einton-„Farb“-Karten (pp. 96–97, 101) konfrontiert, bei denen aber eingängige linguistische Kommentierungen leider fehlen. Wenigstens wird ihm aber verbal mitgeteilt, dass es hinsichtlich der analysierten Sprachaufnahmen „no effect of gender on VOT“ gäbe.

Dem *quantitativen* Überhang (durch ein Zuviel an Zahlen und Statistik) entspricht in diesem Beitrag die *empirische* Unterbelichtung (durch das totale Fehlen einer (ab)hörbaren Dokumentation): siehe dazu meine Hinweise zum vorgehenden Beitrag.

Noch ein Streiflicht: Die auf den Seiten 84–85 zur Geschichte der französischen Sprachgeographie (und auch der Dialektometrie) gegebenen Hinweise zeigen deutlich, wie wenig im Grunde dem Autor diese beiden Bereiche vertraut sind.

Im *fünften* Beitrag (J. M. Fuller, 111–134) geht es um die Genese und das heutige Schicksal der deutschen Wörter *bioddeutsch* bzw. *Biodeutscher*, die seit

dem ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts in öffentlichen Diskursen Deutschlands (aber nicht in jenen Österreichs oder der deutschen Schweiz) zunehmend zur Bezeichnung „waschechter“ Deutscher verwendet werden. Morpho-semantisch entsprechen beide der frz. Fügung „Allemand *de souche*“. In pragmlinguistischer Hinsicht waren die zwei diskutierten Termini ab ovo jedoch alles andere als PC („politisch korrekt“).

Zwar wird hier viel über die *politischen, soziologischen und historischen* Implikationen der Immigration nach Deutschland berichtet, doch bleibt die eigentliche „Wortgeschichte“ von *biodeutsch* und *Biodeutschler* weitgehend auf der Strecke. So wurde nicht durch die Inspektion entsprechender Korpora untersucht, von wem (Frauen/Männer, Junge/Alte etc.), in welchen politischen Kontexten und mit welchen Konnotationen diese beiden Wörter verwendet werden. Dies ist umso erstaunlicher, als diese erstmals für das Jahr 2008 belegt sind und erst ab 2013 eine größere Gebrauchsfrequenz erhalten haben (siehe dazu die Graphik auf S. 120). Zwar werden einige inhaltlich als „würzig“ anzusprechende Presse-Zitate aus den letzten vier Jahren zitiert, doch hat es (für mich als Österreicher) den Anschein, dass in Deutschland ob dieser beiden Wörter die Wellen der *öffentlichen* (bzw. der *politisch-korrekten*) Erregung nicht sehr hoch gehen.

Im *sechsten* Beitrag (K. V. Beaman, 135–160) geht es um die *lectal coherence* – überdies einen in der Romanistik weitgehend unbekanntem Begriff –, die sich anhand von zwölf *phonetischen* und *morpho-syntaktischen* Merkmalen für zwei schwäbische Ortschaften (Stuttgart und Schwäbisch-Gmünd) und zwei Zeitpunkte (1982 und 2017/2018) eruieren lässt. Dabei wurden die 1982 erstmals befragten 20 VP in den Jahren 2017/2018 – also nach 35/36 Jahren – nochmals interviewt. Man findet eine Liste dieser abgefragten zwölf Merkmale auf den Seiten 140–142. Allerdings bleibt auch dieses Mal den Lesern eine *prima vista* wenig erhellende Fahrt auf einer statistischen Achterbahn (*Hasse diagram, two tailed z-test, Holm-Bonferroni Method, Lactal Lattice, Lattice theory* etc.) nicht erspart. Erst auf Seite 155 findet man den erlösenden (und allgemein verständlichen) Hinweis, dass im angegebenen Zeitraum „(the) dialect density has declined considerably more in Stuttgart than in Schwäbisch Gmünd [...]. These findings provide support for the hypothesis that the less coherent dialect of Stuttgart is more susceptible to change than the more coherent dialect of Schwäbisch Gmünd.“

Hinweis: der Schreiber dieser Rezension ist seit 1968 im Bereich der quantitativen Linguistik tätig und hat immer darauf Wert gelegt, die von ihm benützten *statistischen* Methoden zur Vermehrung genuin *linguistischen* Wissens einzusetzen und somit niemals in die Funktion jener *Kleider* geraten zu lassen, die der dänische Schriftsteller Hans Christian Andersen (1805–1875) im Jahr 1837 zur fiktiven Bekleidung eines (realiter nackten) *Kaisers* ersonnen hat. Oder auch, mit einer anderen Metaphorik: Er hat sich stets darum bemüht, als *linguistischer* Reiter des Pferdes *Statistik* dieses straff zu zügeln und nicht ausbrechen zu lassen.

Und dann noch: In der Romanistik gilt seit dem Aufkommen der Sprachgeographie (durch den „Atlas linguistique de la France“ [1902–1910] von Jules Gilliéron [1854–1926]) nicht nur das Prinzip der weitgehenden *diachronen* Autonomie der darin dokumentierten Sprachmerkmale, sondern auch im Bereich der Lexikologie jenes der sprachhistorischen Eigenständigkeit der Wörter („Jedes Wort hat seine eigene Geschichte.“). Forschungspolitisch hatte das in der Romanistik die Erstellung enzyklopäisch angelegter etymologischer Wörterbücher (wie jene zum Französischen [FEW] und Italienischen [LEI]) zur Folge, wozu es aber in Anglistik und Germanistik keine Pendant gibt. In den beiden letzteren Disziplinen werden dagegen in jüngerer Zeit die Parameter *unbekannter* Wörter (etc.) aus jenen *bekannter* Lexeme über die statistische Methode des *predicting* ab- bzw. hergeleitet.

Es tut mir leid: doch denke ich beim Verb *predict* eher an Glaskugel und Wahrsagerei denn an seriöse Wissenschaft.

Im *siebenten* Beitrag (R. Byrne, 161–179) geht es um das sprachliche Verhalten von Schülern in der nordwestenglischen Grafschaft Merseyside. Ganz allgemein ist diese durch die Sprachvariante „Scouse“ bekannt bzw. gekennzeichnet (vgl. hier S. 162 f.). Es wurden insgesamt 27 Schüler in den Ortschaften Wirral (13) und Liverpool (14) jeweils über rund eine halbe Stunde befragt und dabei mit (nicht näher erläuterten) Items konfrontiert, die phonetisch zum Komplex der „SQUARE und NURSE words“ gehören. Daran wurde aber nicht nur eine umfangliche *elektro-akustische* und *statistische*, sondern auch eine *perzeptionslinguistische* Analyse angeschlossen, in deren Verlauf ermittelt werden sollte, wie die beiden Schüler-Gruppen den Akzent der jeweils anderen einstufen (S. 168 f.). Dabei erweist sich, dass für die Fremd- und Eigenperzeption das „NURSE fronting“ den entscheidenden Faktor (im Sinn eines Schibboleths) darstellt. Klarerweise hätte auch hier eine passende Tonprobe die nötige heuristische Klarheit herstellen können.

Doch leider...

Der *achte* Beitrag (N. J. Young, 181–207) bezieht sich auf Schweden und ein aus dem Türkischen ins kolloquiale Schwedische eingebrachtes Pronomen (*benim*), das im Mund von Migranten und (jüngeren) Schweden zur personellen Unterstreichung (v. a. der ersten Person) verwendet wird. Die mit diesem „Kontakt“ versehene Varietät ist vor allem in Stockholm beheimatet und wird hier als „multiethnolect“ bezeichnet. Sie dient den (meist jugendlichen und männlichen) Sprechern sehr oft zur linguistischen Distinktion (*self-aggrandizing*) und zur sozialen Profilierung. Daher kommt *benim* auch im Stockholmer *Rap* sehr oft vor. Ausgehend von einem größeren *Rap*-Korpus und den dort gespeicherten *benim*-tokens werden auch historische und sprachstrukturelle Überlegungen über den Zeitpunkt (ab etwa 1980; cf. S. 199) und die grammatischen Bedingtheiten der

Übernahme von *benim* ins Vulgärschwedische angestellt. Zusammenfassend: *benim* ist ein *first-person ego-honorific pronoun*, das zum *male genderlect of Stockholm's racialized proletariat* (beides S. 202) gehört.

Im *neunten* Beitrag (Cl. Chagnaud, G. Brun-Trigaud, Ph. Garat, 209–225) werden sprachgeographisch relevante Daten aus dem Bereich einer an der Universität Nizza angesiedelten Datenbank (THÉSOC) verschiedenen geographischen (und statistischen) Verarbeitungen zugeführt, deren *linguistische* Ziele aber weitgehend unklar bleiben. Dazu wird zuerst eine Karte der im Sprachraum des *Okzitanischen* (aus geographischer Sicht) nachweisbaren Einzugs-Gebiete von sechzehn Flüssen präsentiert (siehe S. 213), die dann aber – aus völlig unklaren Gründen – mittels *multidimensional statistical analysis* zu zwei x-/y-Diagrammen (siehe S. 214–215) transformiert wird. Dann werden aus den Datenbeständen des THÉSOC zu verschiedenen Sachbereichen (wie *culture, farming, lifestyle, nature* etc.) Merkmale (bzw. Wörter) herausgesucht, deren Verbreitungsareale mehr oder weniger gut in die erwähnten sechzehn fluvialen Einzugs-Bereiche hineinpassen. Diese Einpassung wird mittels komplexer statistischer Verfahren vorgenommen, die weder *an sich* noch hinsichtlich ihrer *linguistischen* Nützlichkeit näher erklärt werden. Die Lesbarkeit der dazu gezeigten Karten (z. B. auf S. 220-221) leidet erneut unter einer enormen Verkleinerung. Wenn abschließend von den Autoren erklärt wird, dass „this method [...] offers the opportunity to more easily identify the links between linguistic phenomena and geographical or historical factors” (S. 224), dann kommt man sich als *Linguist* und *Sprachgeograph* bzw. – wie in meinem Fall – auch als *Romanist* eigentlich gefoppt vor.

Das *zehnte* Kapitel (D. Krajewska, E. Zuloaga, 227–246) bezieht sich auf ein syntaktisch relevantes Phänomen (betreffend Relativ-Konstruktionen) des Baskischen, das zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert – offenbar im Schatten der beiden großen romanischen Kontaktsprachen (Französisch und Spanisch) bzw. als genuines Sprachkontaktphänomen – entstanden ist. Man kann dieses Phänomen in privaten und administrativen baskischen Texten – wozu es offenbar gut bestückte Datenbanken gibt – sehr detailliert nachweisen. Zudem besteht Anlass zur Vermutung, dass es vor allem im Kreis hochgebildeter Zweisprachiger (Bask.-Franz. bzw. Bask.-Span.) entstanden ist und sich ebendort weiterentwickelt hat.

Im *elften* Kapitel (N. Vassalou, D. Papazachariou, M. Janse, 247–267) geht es darum, wie und in welcher linguistischen Form und Verfasstheit sich das in den Jahren 1923–1924 aus Kappadokien (im Südosten der Türkei, am Nordabhang des Taurusgebirges: siehe die Karte auf S. 248) in das nördliche Hinterland von Saloniki verpflanzte Griechische (*Mišótika*) erhalten hat. Dazu wurden 16 Dialektophone interviewt, die heute in zwei Dörfern (*Neo Agioneri* und *Xirochori*; siehe dazu die Karte auf S. 251) im Norden von Saloniki wohnen. Der zwischenzeitlich ein knappes Jahrhundert umfassende Sprachkontakt betrifft vor

allem die Beeinflussung durch die Staatssprache Neugriechisch (hier: SMG – *Standard Modern Greek*). Leider erfahren wir nur sehr wenig über die Modalitäten und das Resultat der Befragungen, jedoch deutlich mehr über die Kennwerte der mit Praat durchgeführten elektro-akustischen Analysen. Auf der Grundlage dieser quantitativen Befunde und mit Blick auf vor allem phonetische Variablen diskutieren die Autoren verschiedene Hypothesen zur Genese der gegenüber der kappadokischen Urform deutlich veränderten heutigen Version der *Mišótika*: nur Beeinflussung durch das (erst *nach* der Vertreibung [1923–24] wirksam gewordene) SMG oder doch auch durch das (*schon* vor der Vertreibung wirkmächtig gewesene) Türkische? Als Vergleichsbasis dienen dazu griechische Dialektdaten zu Kappadokien aus dem Jahr 1916.

Die beiden letzten Artikel beziehen sich auf Englisch-Varietäten aus den USA (Philadelphia) und Australien (Sydney).

Im *zwölften* Beitrag (M. Tamminga, 269–289) widmet sich die Autorin – weitgehend auf den Spuren von William Labov – Sprachwandelphänomen, die im Rahmen des „Philadelphia Neighborhood Corpus“ (PNC) dokumentiert sind, wobei die Geburtsdaten der betreffenden Sprecher (beiderlei Geschlechts) über ein volles Jahrhundert streuen (1888–1988). Aus den vorhandenen Aufnahmen wurden jene Sequenzen herausgesucht, die sich auf die phonetische Variabilität in den Lautklassen FACE, PRICE, DOWN, GOAT und THOUGHT beziehen. Die eingesetzten Messungen und statistischen Methoden werden als allgemein bekannt vorausgesetzt und daher weder erklärt noch „eingeführt“. Allfällige Zusammenhänge zwischen *linguistischer* und *sozialer* Variabilität werden mit der Methode des *predicting* behandelt. Zahlreiche, zu den verwendeten (statistischen) Methoden (v. a. die *Principal Component[s?] Analysis*) direkt passende Graphiken werden ohne jede linguistische Kommentierung präsentiert. Hinsichtlich der in den verarbeiteten Sprachproben angetroffenen Variabilität wird der Annahme breiter Raum gegeben, dass – erneut auf den Spuren von W. Labov – jeglicher Sprachwandel auf (als solche identifizierbare) „Leaders of Language Change“ bzw. „saccadic leaders“ zurückzuführen (= *predict*) ist. Damit verbunden ist auch die Vorstellung einer stets als variabel gedachten „interspeaker covariation“. Dazu kann man in der abschließenden „Discussion“ lesen: „Our limited understanding of interspeaker covariation is a lacuna in the quantitative sociolinguistic literature.“ (S. 286).

Die Zukunft wird zeigen (*predict*), ob und wie diese Lücke geschlossen wird (oder: werden kann).

Im *dreizehnten* und *letzten* Kapitel (291–314) wird von drei Autoren (genauer: von zwei Herren und einer Dame) untersucht, wie sich zwischen 1970 und 2010 im australischen Sydney die Englisch-Akzente von (anglophonen) Einheimischen genuin *englischen* (= *Anglo-Celtic*, S. 296), *italienischen* und *chinesischen* Ursprungs entwickelt haben. Dabei wurden fünf als für das australische

Englisch typisch erachtete Diphthonge (zu den Lautklassen FLEECE, FACE, GOAT, MOUTH und PRICE) ins Visier genommen und anhand von 50 000 tokens, die 173 VP (siehe dazu die Aufstellung auf S. 297) „entlockt“ worden waren, analysiert.

In der 68 VP umfassenden 1970-er-Gruppe gelten 20 VP generell als *älter* (*Adults*) und 48 als *jünger* (*Teens*). Dagegen werden in der 105 VP umfassenden 2010-er Gruppe 45 VP als *älter* (*Adults*) und 60 als *jünger* (*Young Adults*) eingestuft. Erneut kommen im Zeichen eines omnipräsenten *predicting* zahlreiche (meist mehrfarbige) Graphiken und Tabellen zum Einsatz, wobei aber immerhin erkennbar bleibt, dass dabei den Autoren an der Herausarbeitung der (phonetischen) Unterschiede zwischen den *Anglo-* und *Italo-*Australiern sowie zwischen diesen und den *China-*Australiern gelegen ist. Nur mit Mühe lässt sich herauslesen, dass zwischen den *Anglo-* und *Italo-*Australiern nur wenige Unterschiede gefunden werden konnten, dies jedoch derzeit zwischen diesen und den *China-*Australiern noch nicht ganz der Fall ist: „Despite small differences over time between Italian- and Anglo-Australians in the progression of these changes, they have nevertheless proceeded largely in parallel, such that today, the two groups pattern very similarly. Chinese-Australians, on the other hand, do exhibit some differences, particularly with respect to social conditioning. The Chinese-Australians studied here do not evince the gender distinctions evident in the speech of Anglo- and Italian-Australians.“ (S. 310–311). Erst ganz am Schluss wird auf etwas hingewiesen, was bei fast allen Migrationsbewegungen aufgetreten ist, nämlich, dass ethnolektale Unterschiede (auch) als Funktion und Ausdruck *ethnischer Identität* anzusehen sind.

Man hätte sich ähnlich klare und vor allem quantitativ unverklausulierte Feststellungen schon auf den vorhergehenden Seiten gewünscht.

Der abschließende zweiseitige Index (315–316) ist nicht nur *räumlich* kurz, sondern auch *inhaltlich-thematisch* eher karg. Kurioserweise kommt darin der im Buch omnipräsente Fachausdruck *predict* nicht vor.

Zusammenfassend: Das eigentliche Interesse des vorliegenden Sammelbandes liegt eindeutig bei den präsentierten *empirischen* Fakten; hinsichtlich der darin applizierten (*quantitativen*) Methoden habe ich jedoch die allergrößten Bedenken, da diese ganz eindeutig von den Autoren ziemlich kritiklos „aus dem Werkzeugkasten“ herausgefischt, kochrezeptartig appliziert und schlussendlich den Lesern ziemlich unkommentiert „vorgeworfen“ worden sind.

Wissenschaftshistorisch gesehen ist das (natürlich) die Folge der heute allgemein gewordenen Verfügbarkeit von Statistik-Programmen und der unverbindlichen Leichtigkeit des Einsatzes der von diesen angebotenen Möglichkeiten.